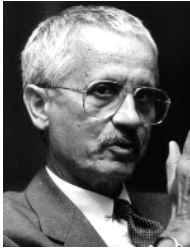

Hans Dieter Baroth

Jugendtraum: Vorsitzender Der DGB-Vorsitzende Ludwig Rosenberg



Hans Dieter Baroth, geb. 1937 in Oer-Erkenschwick, gelernter Bergmann, lebt als Autor und Journalist in Berlin. 1992 erhielt er für seine Romane den Literaturpreis Ruhrgebiet.

„Es gibt nichts Gutes, es sei denn, man tut es“, mit diesem Satz seines Lieblingsdichters Erich Kästner bedankte sich Ludwig Rosenberg nach seiner Wahl zum Vorsitzenden des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Im Jahr 1962 war er dort angekommen, wohin er seit 1928 gewollt hatte - in das Amt des Vorsitzenden. In meiner Zeit als Pressereferent beim Bundesvorstand des DGB erzählte er mir in ruhigen Stunden oft und glaubwürdig folgende Geschichte: Bald nach dem Beginn seiner hauptamtlichen Funktionärstätigkeit habe der Vorsitzende des „Gewerkschaftsbunds der Angestellten“ den jungen Ludwig Rosenberg 1928 gefragt, was er werden wolle. „Vorsitzender“, sei die kesse Antwort des Berliners gewesen sein.

Als Rosenberg im Zenit seines Lebens angekommen war, stand der Dachverband DGB erstmals ziemlich desolat da. Im Jahrbuch „werden“ schreibt die Historikerin Astrid Brand über den Wahlakt zum DGB-Vorsitzenden: „Siebzehnte Wahl war Ludwig Rosenberg als Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Wenig charmant schlug Heinrich Hansen von der IG Druck und Papier ihn auf dem ordentlichen Bundeskongress vom 22. bis 27. Oktober 1962 in Hannover für das Amt vor: „... wer also wird der Vorsitzende sein? Versuche, aus dem Kreis der einzelnen Gewerkschaften einen Kollegen hierfür bereitwillig zu finden, ließen sich nicht realisieren. Die Kollegen Vorsitzenden der einzelnen Gewerkschaften sind in ihrer Funktion so stark mit ihrer Arbeit in den einzelnen Gewerkschaften verbunden, dass eine Herauslösung für die Funktion des Vorsitzenden im DGB nicht möglich ist.“ 16 Gewerkschaften gehörten zum DGB, und weil deren Chefs den Spitzenposten beim Dachverband unattraktiv fanden, kam Ludwig Rosenberg zum Zuge. Ihn vorzuschlagen entschieden sich „einheitlich *alle*“ Gewerkschaftsbosse, was Heinrich Hansen laut Protokoll betonte. Von 411 abgegebenen Stimmen der Delegierten erhielt Rosenberg 373.

Sein Vorgänger Willi Richter wollte „mit den Füßen zuerst aus dem Büro getragen“ werden und hätte den in der Öffentlichkeit angesehenen Ludwig Rosenberg gern verhin-

dert. Aber sein Angebot, ihn zur Montan-Union zu schicken, schlug er aus. Als die Vorsitzenden der Gewerkschaften im DGB gemeinsam in Klausur berieten, wer denn nun gegen dessen Widerstand Willi Richter folgen sollte, erörterten sie auch, ob es nicht bedenklich sei, wenn ein Deutscher jüdischen Glaubens dem DGB vorstehe. Insbesondere von Heinrich Gutermuth, dem Vorsitzenden der damaligen IG Bergbau, kamen solche Fragen. Mehr allerdings noch beschäftigte die Bosse - dem Zeitgeist entsprechend -, ob ein Angestellter Vorsitzender des DGB werden könne. Seit dessen Gründung 1949 hatten nur gestandene Arbeiter dieses Amt versehen.

In den Medien galt Rosenberg bis dahin als „Außenminister des DGB“, dessen Meinung sogar in der Bundesregierung unter Kanzler Konrad Adenauer Gewicht hatte. Bei dem CDU-Patriarchen schimmerte wohl Neid durch: „Irgendwie“, berichtete Ludwig Rosenberg dem Historiker Gerhard Beier, „war Adenauer ärgerlich, dass Hitler so viele Gewerkschafter und Sozialdemokraten ins Ausland gejagt hatte, die sich nun so vorzüglich auskannten und sogar fremde Sprachen beherrschten.“ Der DGB-Mann wusste den Kanzler zu nehmen. Das zeigte sich zum Beispiel, als die Stelle eines Sozialattachés bei einer Botschaft zu besetzen war. Adenauer wollte den von Rosenberg vorgeschlagenen nicht, der Koalitionspartner FDP mache Probleme, sagte er ihm im Gespräch. Daraufhin entgegnete Rosenberg, es könne ja auch Ärger mit dem DGB geben. Der Kanzler stand auf und gab sich geschlagen: „Rosenberg, dat haben se jut jemacht. Se kriejen Ihren Mann.“

Wer ihn näher kannte und in seinem Bereich arbeitete, urteilte über den Vorsitzenden meist sehr differenziert: Ludwig Rosenberg mochte intern keine Konflikte, unbequeme Mitarbeiter wurden entfernt, ohne dass er mit ihnen gesprochen hätte. Ein solches Opfer war Kurt Hirche, langjähriger Leiter der Parlamentarischen Verbindungsstelle des DGB in Bonn. Ihn hatte Ludwig Rosenberg dort hin abgeschoben. Kurt Hirche, der 1999 hochbetagt starb, schrieb in einer dreibändigen Autobiografie: „Ludwig Rosenberg gehörte zu der Gruppe Gewerkschafter, die sich während ihrer Emigration in England kennen gelernt und in einer heute noch lesenswerten kleinen Schrift ihre Gedanken über die Gewerkschaften im Nachkriegsdeutschland niedergelegt hatten. Sie stellten sich sofort dem gewerkschaftlichen Wiederaufbau zur Verfügung.“ Er kritisierte in seiner Abrechnung zwar dessen persönliche Nickeligkeiten, stellte aber fairerweise die beachtliche Außenwirkung Rosenbergs dagegen.

Der Journalist Otto Witt schrieb 1962 über den Vorsitzenden des DGB in der „Stuttgarter Zeitung“, er gelte als faul. Ich empfand diese Veröffentlichung damals als ungeheuerlich. Als ich dann in seiner Nähe arbeitete, bemerkte ich, dass Rosenberg spätestens um 16.30 Uhr sein Büro verließ. Das zugehörige Credo verkündete er oft ungefragt: „Wer nicht bis 16.30 Uhr mit seiner Arbeit fertig ist, der kann nicht arbeiten.“ Er war davon überzeugt, dass Organisation die halbe Arbeit sei. Rosenberg galt nicht als durchsetzungsfähig. Erfuhr der damalige DGB-Vorsitzende Willi Richter, dass sein Stellvertreter Rosenberg das Büro bereits verlassen hatte, drängte er so lange, bis Rosenberg gegen 18.00 Uhr seinen Arbeitsplatz wegen irgendeiner Kleinigkeit erneut aufsuchte; und zwar ohne Widerstand. Wohl deshalb konnte Gerhard Beier formulieren, Rosenberg habe auf einer Kiste roher Eier Stepptanzen können ohne dass eines danach einen Sprung gehabt habe.

Als ich Ludwig Rosenberg 1962 in dem historischen Gewerkschaftshaus an der Düsseldorfer Stromstraße erstmals gegenüber saß, fiel mir auf, dass er zum Lesen die Brille wechselte. Sein maßgefertigter Anzug saß hervorragend, die Krawatte, an der eine goldene Nadel blitzte, passte farblich. Seine Zigarette hielt er in der gespreizten Hand, so als trage er einen Abendanzug. Ludwig Rosenberg fiel wegen seiner gepflegten Manieren auf.

Einen vorgelegten Text überflog der Vorsitzende jeweils blitzschnell, wie ein Vogelschnabel stürzte sein rechter Zeigefinger auf jene Stelle, die er als zu kritisch befürchtete. Er sah mich während des Gesprächs direkt an. Der Mann schien meist locker, fast immer spaßig, gern zitierte er Erich Kästner. Wer ihn länger kannte, musste jedoch sinnlich erleiden, dass er lediglich eine überschaubare Zahl von Aphorismen zur Verfügung hatte. Ludwig Rosenberg schien immer in Eile. Ich sah ihn nie schreiten, immer nur hastig trippeln. Oft raste er aus seinem Büro über den Flur zur nahen Toilette, manchmal öffnete er die falsche Tür, es war jene des Büros, in dem eine Frau Sadowski die bestellten Tageszeitungen an die Abteilungen im Hause verteilte. In seinem Arbeitsleben wird er sich wohl einige hundert Mal bei Frau Sadowski entschuldigt haben. An einem Samstagmorgen sah ich ihn auf der Königsallee flanieren - ganz eilig, wie stets.

Der Vorsitzende, der so gern dessen Verse zitierte, wünschte sich sehnlichst, einmal Erich Kästner zu treffen. Während einer Feierstunde der Büchergilde Gutenberg kam es in der traditionsreichen Frankfurter Paulskirche zu absurdem Theater – in der Realität. Ich machte die beiden Herren miteinander bekannt, obwohl sie sich über die Medien kannten. Der sonst so eloquente Ludwig Rosenberg wurde erstaunlicherweise zu einem Trappisten. Kästners Texte vor Kästner zu rezitieren, das kam nicht in Betracht, also druckste er nur herum. Erich Kästner hingegen waren Wirtschaftsdaten und Tarifverträge offensichtlich völlig unbekannt. Die beiden Herren standen sich gegenüber und hatten sich nichts zu sagen.

Ludwig Rosenberg war fest überzeugt, Rosa Luxemburg, Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky hätten die Weimarer Republik mit ihrer zu scharfen Kritik zu Grunde gerichtet. Die damals in den Medien noch sehr populären Ruhrfestspiele interessierten ihn nicht, er kam lediglich zu deren Eröffnung. Es gelang ihm aber, bei Medienvertretern den Eindruck zu festigen, der DGB-Vorsitzende sei ein Mensch mit Neigung zur Hochkultur.

Ludwig Rosenberg wurde im Oktober 1962, also während der Kubakrise, gewählt, die Gefahr eines Dritten Weltkrieges bedrückte die Menschen, deshalb wurde der Kongress des DGB in den Medien kaum erwähnt. Der erste Angestellte im Amt des Vorsitzenden verkündete einen neuen Stil. In der ersten Pressekonferenz nach seiner Wahl in Hannover sagte der Kaufmannssohn, die Gewerkschaften würden nur negieren: Sei der Sommer schön gewesen, behaupteten sie, es hätte aber auch geregnet und er hätte besser sein können. Sie könnten nie anerkennen, dass ein Glas halb voll sei, bei ihnen sei es stets halb leer. Seine Fernsehauftritte in seligen Schwarzweißzeiten - es gab nur zwei öffentlich-rechtliche Programme - waren für die Gewerkschaftsbewegung imagefördernd. Ludwig Rosenberg wirkte vor der Kamera locker, witzig, schien überdurchschnittlich gebildet. Seine Sekretärin Henriette Boeckeler nannte den Vorsitzenden intern nur noch den „Präsidenten“. Mitarbeiterinnen und Sekretäre in der Abteilung wurden von ihr belehrt, bei allen Arbeiten gelte der Grundsatz: „Erst der Präsident.“ Sie sonnte sich in seinem Glanze. Ich beobachtete, dass sie einen Artikel aus der „Süddeutschen Zeitung“ auf ein Blatt Papier klebte, mit dem Stempel „vertraulich“ versah und dieses ungeniert vor meinen Augen in einem Panzerschrank verschloss.

Ludwig Rosenberg konnte unverbindliche Wortketten genial aneinanderreihen. Stutzig wurden wir in der Pressestelle einige Wochen nach seiner Wahl. Der neue Vorsitzende war stolz darauf, seine Reden auf einer Reiseschreibmaschine selbst zu tippen. Wir erhielten hiernach den jeweils zehn bis zwanzig Seiten umfassenden Text, um daraus eine Pressemeldung zu erarbeiten. Das war Schwerstarbeit, weil eine Pressemeldung Fakten enthalten muss - auf wenige Sätze reduziert. Rosenberg ließ sich weder beraten noch Redeentwürfe von Referenten verfassen. Und doch begeisterte er auf Kongressen, bei Podiumsgesprächen und in Fernsehdiskussionen. Als Ludwig Rosenberg einmal gefragt wurde, ob er in

der SPD sei, kam wie aus der Pistole geschossen sein Bonmot: „Ich bin leidendes Mitglied der Partei.“

Außer seiner Sekretärin hatte niemand einen direkten Zugang zum Vorsitzenden. Vorschläge waren grundsätzlich schriftlich vorzulegen, sie durften nie mehr als eine Schreibmaschinenseite umfassen. Der Vorsitzende fand darin sofort die kritische Stelle. Das Schicksal einer derartigen Vorlage konnte sein: Brachte die Sekretärin einen Text in sein Büro und kommentierte ihn dahingehend, es sei doch interessant, was dieser Kollege vorschläge, so nickte der Boss zustimmend. Bemerkte die Sekretärin hingegen, hier würden ja merkwürdige Vorschläge unterbreitet, bekam sie sofort wie ihr eigenes Echo zu hören: Ja, das sei so. Waren die Damen mislaunig oder war der Vorsitzende abwesend, wurden die Texte der Referenten unkommentiert auf den Schreibtisch gelegt. Dort lagen sie dann einige Wochen. Irgendwann kamen sie, ohne jede Stellungnahme von ihm, zurück. Weil er wohl keinen Menschen verletzen wollte, bekam in einem Streitfall jeder Recht. Entscheidend war, als Letzter zu kommen, weil dann niemand mehr danach Recht bekommen konnte.

Ich habe nie erlebt, dass Ludwig Rosenberg einen Menschen angeschnauzt hat, er begrüßte nach Möglichkeit zuerst. Drängte es ihn nach einer Auskunft, begab er sich aus seinem Büro hinüber zu den Mitarbeitern. Dann kam es zu der ungewöhnlichen Situation, dass der DGB-Vorsitzende am Schreibtisch eines Referenten stand. „Vor Rosenberg ist hier niemand sicher“, war eine positive Beurteilung. Er verbreitete zwar Hektik, aber niemand hatte Angst. Sagte während des Gesprächs ein Mitarbeiter: „Der DGB müsste doch eigentlich ...“ wurde er freundlich unterbrochen und im Berliner Dialekt kam todsicher: „Ruf mal Halt, wenn du unter der Lokomotive liegst.“ Lag ein Buch auf dem Schreibtisch des Zuarbeiters, blieb die Frage des Vorsitzenden nicht aus: „Darf ich mal?“ Er griff zu dem Werk, blätterte darin, las Passagen an, gelegentlich fragte er gezielt nach dem Inhalt. Nicht selten fiel die Hast von ihm ab und er blieb länger - vor dem Schreibtisch stehend.

Ludwig Rosenberg trug sich ständig mit neuen Ideen. Aber er verfolgte nicht hartnäckig einen Einfall. Das blieb nicht verborgen, so dass er zwar Zuspruch erhielt, allerdings ohne jede Konsequenz. Selbst für seine Überlegung, ob Hilfsarbeiter überhaupt in Gewerkschaften aufgenommen werden sollten, sie schaden dem Ansehen der Verbände, erhielt er von einigen Mitarbeitern Zustimmung, er kam nie mehr darauf zurück. Zu der Zeit, als die DAG die Berufsfußballer organisieren wollte, tagte der Bundesvorstand des DGB einmal in Hamburg. Der DGB-Vorsitzende war völlig hilflos. Obwohl er viele Jahre im Mutterland des Fußballs, in England, verbringen musste, hatte er zu diesem Massensport keinen Zugang.

Während Rosenbergs Amtszeit gab es bei den DGB-Gewerkschaften zwei politische Lager. Die geplanten Notstandsgesetze für den Halbstaat Bundesrepublik Deutschland wurden vom Vorsitzenden der IG Bau-Steine-Erden, Georg Leber, im Grunde bejaht; sein Gegenpart Otto Brenner, IG Metall, bekämpfte die Vorschläge heftig und leidenschaftlich. Man konnte nur ahnen, dass Ludwig Rosenberg auf der Seite von Georg Leber stand. Trotz aller trickreicher Fangfragen gelang es nicht, ihm eine Formulierung zu entlocken, die auch nur den Ansatz einer eigenen Meinung vermuten ließ. Wenn Journalisten Rosenberg nach seiner privaten Meinung zur jeweiligen Politik befragten, kam seine launige Antwort: „Wenn ich der Schlosser Ludwig Rosenberg wäre und rief in der Redaktion an, um meine private Meinung zu sagen, hieße es doch, da ist ein Verrückter am Apparat.“

Während des Streits innerhalb der Gewerkschaften über die Notstandsgesetze kam es in Bonn, wo der DGB-Vorstand außerplanmäßig tagte, zu einer Posse. Vor Beginn der Sitzung sprach Georg Leber zornig auf Ludwig Rosenberg ein und beschwerte sich über den rückwärts gewandten Otto Brenner. „Schorsch, du hast Recht“, hörten einige in der Nähe Ste-

hende Rosenberg sagen. Bald darauf redete der norddeutsch kühle Otto Brenner vehement auf den Vorsitzenden des DGB ein und klagte, welch ein politischer Abenteurer Georg Leber sei. „Otto, du hast Recht“, soll Rosenberg auch diesen Monolog bedacht haben. Sein Büroleiter stürzte auf den Vorsitzenden zu und kritisierte, er könne doch nicht unterschiedlichen Positionen gleichermaßen Recht geben. „Toni, du hast Recht“, hörten Umstehende als Antwort.

Der belesene Ludwig Rosenberg sehnte sich danach, einmal mit Jesuiten zu sprechen. Er muss von der ihnen zugeschriebenen Intelligenz Wunderdinge erwartet haben. Einem ehemals christlichen Gewerkschafter gelang es, fünf Jesuiten zu gewinnen, die Ludwig Rosenberg in seinem Büro über eine Stunde lang unterhielt. Als sie nach der Zusammenkunft durch das Vorzimmer hinaus in den Lichthof des Düsseldorfer DGB-Hauses schritten, witzelte einer von ihnen: „Herr Rosenberg hat nicht mit, er hat zu Jesuiten gesprochen“. Bei einem Treffen mit Schriftstellern in Oberursel glänzte der Vorsitzende und beeindruckte bedeutende deutsche Literaten. Über die damals existierende Gruppe 47 hatte ich Kontakte aufgenommen und ihn mit einigen Vorstandsmitgliedern des DGB für das Treffen gewinnen können, so dass es zu einem Plausch kam. Bei den Autoren gab es noch unpräzise Vorstellungen, einen Schriftstellerverband zu gründen, der in den DGB aufgenommen werden sollte. Nach Oberursel kamen Hans Werner Richter, Günter Grass, Martin Walser, Siegfried Lenz und Alexander Kluge. Letzterer wurde von Rosenberg vor dem Haus begrüßt. Alexander Kluge: „Ich kenne Sie nur aus dem Fernsehen, ich ahnte nicht, dass Sie so hoch gewachsen sind.“ Rosenbergs launige Replik: „Im Fernsehen zeigen sie auch meist nur Brustbilder.“ Die literarische Garde war fasziniert vom Vorsitzenden, dem durchaus Verdienste daran zukommen, dass sich die Schriftsteller später organisierten und das „Ende der Bescheidenheit“ proklamierten.

Wurde für ihn ein Brief entworfen, der den Zusatz „in der Anlage“ enthielt, strich er diese Wendung durch und vermerkte unten auf dem Blatt: „In der Anlage verführte ich ein Mädchen.“ Es müsse „als Anlage“ lauten. Peinlich war, dass der einst politisch verfolgte Ludwig Rosenberg Briefe für den Empfänger „Alfred Rosenberg“ bekam. Der Name des so genannten Chefideologen der Nazis, Alfred Rosenberg, der das dickleibige Werk „Mythus des 20. Jahrhunderts“ verfasst hatte, war noch geläufig. Rosenberg ließ diese Briefe grundsätzlich zurückschicken, ein von ihm gezogener langer Pfeil zeigte auf den falschen Namen, darunter vermerkte er handschriftlich: „Ist in Nürnberg vom Internationalen Gerichtshof verurteilt worden“. Als die Leitung der Bayreuther Festspiele ihre Einladung dergestalt zurückbekam, beschwerte sie sich beim Vorsitzenden des DGB, Anschrift und Namen habe sie vom DGB-Kreis aus Bayreuth erhalten.

Der Antisemitismus war als Bodensatz in weiten Teilen der westdeutschen Bevölkerung noch vorhanden. Fast täglich kamen Briefe an den „Juden“ Rosenberg, die wir abfingen. Pikant wurde es am 5. Juni 1967. Am Morgen des Tages berichteten in den Frühnachrichten die Sender vom Krieg im fernen Israel. Diesmal hatten die Israelis zuerst losgeschlagen. Am Abend desselben Tages war, nach leichter Erwärmung des Kalten Krieges, die erste Delegation sowjetischer Gewerkschafter in der Bundesrepublik angesagt. Der ausgewiesene Antikommunist Ludwig Rosenberg, höflich und mit feinen englischen Manieren, erwartete am Portal des inzwischen neuen Düsseldorfer DGB-Verwaltungsgebäudes die Sowjets. Die Atmosphäre war deshalb zusätzlich gespannt, weil die Sowjetunion eindeutig Partei für das arabische Lager und somit gegen Israel ergriffen hatte. Eine vom DGB angemietete Mercedes-Limousine wurde vorgefahren. Die abendliche Sonne gab der Begrüßungsszene ein weiches Licht. Nur wer Ludwig Rosenberg sehr genau kannte, bemerkte eine für seine Art leichte Zurückhaltung bis Kühle, als er dem Moskauer Gewerkschafter die Hand drückte und

wie üblich dabei eine leichte Verbeugung machte. Seine Auslandsarbeit für den DGB zahlte sich auch hier aus, er war durch und durch Diplomat. Rosenbergs Begabung zu Plaudereien wurde nur noch von seiner Fähigkeit übertroffen, Entscheidungen zu vertagen.

Bald nach dem Besuch der sowjetischen Gewerkschafter kam es zwischen Ludwig Rosenberg und mir als Mitarbeiter in der Pressestelle zu einer Scheidung auf seine Art. Am 2. Juni 1967 war in Berlin gegen den Schah von Persien demonstriert worden. Der Student Benno Ohnesorg wurde von einem Polizeibeamten aus nächster Nähe erschossen. Drei Wochen später und in der Stimmung zunehmender Unruhen und vieler Demonstrationen, nicht nur in Westberlin, kam es zwischen Ludwig Rosenberg und mir eher zufällig zu einer Diskussion. Wieder einmal war er in mein Büro gehuscht, weil er eine Auskunft wünschte. Überraschend stand er vor meinem Schreibtisch und fragte nach einer Unterlage. Bald begann er auf die Studenten zu schimpfen, die alles zerstörten. Ich war anderer Ansicht. Wir verhakten uns in der Diskussion. Ich redete lauter als er. Einige Mitarbeiter lauerten zwischen den geöffneten Bürotüren und lauschten in geduckter Haltung. Das Gespräch wurde schärfer, unsere Gegensätze wurden härter. Der Vorsitzende brach den Disput ab. Es war an einem Donnerstag. Am Sonntag rief mich kurz vor dem Abendessen der Abteilungsleiter Peter Schlobben zu Hause an. Ob ich wisse, dass mein Arbeitsbeginn am Montagmorgen in seiner Abteilung sei? Ich sei aus der Abteilung Vorsitzender versetzt worden. Ludwig Rosenberg hatte ohne jede Rücksprache zugeschlagen, noch bevor der Vorstand darüber hätte entscheiden können.

Wenige Wochen nach meiner beruflichen Versetzung aus politischen Gründen sah ich eine später ausgezeichnete Fernsehreportage vom Süddeutschen Rundfunk mit dem provokanten Titel: „Ein Polizei-Staatsbesuch“. Mit einer bis dahin noch nicht praktizierten lebendigen Kameraführung wurde über den Staatsbesuch des Schahs in Deutschland resümiert. Eindringlich waren die Bilder von mit Latten zuschlagenden Persern, die sogenannten Jubelperser. Eine schlanke blonde Frau in einem wallenden Umhang beugte sich über den auf dem Rücken liegenden Benno Ohnesorg, der einen Schnauzbart wie Günter Grass trug, Hilfe suchend blickte die Knieende hinüber zu Polizisten. Wenn auch in schwarzweißen Bildern, wurde der farbige Staatsempfang mit Ministern, Botschaftern und Potentaten, kontrastreich gezeigt, und, siehe da, in bester Gesellschaftskleidung, offensichtlich das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik mit Stern und Schulterband umgebunden, stand unter anderen Dekorierten mein Vorsitzender. So erfuhr ich via Fernsehen, warum ich aus der Abteilung Vorsitzender des DGB entfernt worden war.

Während der Amtszeit von Ludwig Rosenberg bis 1969 wechselten wir kein Wort mehr. Sah ich ihn in der Kantine oder traf ihn bei Sitzungen, nickten wir uns, für Beobachter kaum wahrnehmbar, knapp zu. Nach dem Ausscheiden wurde ihm im Düsseldorfer Haus der Bank für Gemeinwirtschaft (BfG) ein Büro eingerichtet. Ihm war Heinz Oskar Vetter, Grubenschlosser und Arbeiter mit Abitur, im Amt gefolgt.

Erst im Oktober 1977 telefonierten wir wieder miteinander. Für den Hörfunk arbeitete ich an einer Sendung über die Weimarer Republik. Ludwig Rosenberg wollte ich als Zeitzeugen gegen Rosa Luxemburg, Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky interviewen. Die Sekretärin fädelt den Termin ein. Er sprach mit mir vorbereitend am Telefon, nannte mich zu meiner Überraschung nur Dieter, war sehr zugänglich. In wenigen Tagen sollte das Interview in seinem Büro aufgezeichnet werden. Es kam nicht mehr dazu. Am 23. Oktober 1977 starb Ludwig Rosenberg im Alter von 74 Jahren an einem Herzinfarkt. Zur Trauerfeier hatte der DGB in die Düsseldorfer Rheinhalle geladen. Als der Sarg hinausgetragen wurde, weinte sein Fahrer Hermann Stuckmann um ihn wie ein Sohn um den Vater. Seine Frau Margot überlebte

ihn um einige Jahre. Das Ehepaar war kinderlos. In ihrem Testament war festgehalten, dass eine Todesanzeige in der DGB-Wochenzeitung „Welt der Arbeit“ veröffentlicht werden sollte. Zu jener Zeit war ich deren Chefredakteur. Als der Text vor mir lag, wollte ich zwei jungen Redakteuren von dem Mann der Verstorbenen erzählen. Beide fragten, wer denn Ludwig Rosenberg gewesen sei.

Ludwig Rosenberg war eine facettenreiche Persönlichkeit. Er hat sich um das Ansehen des DGB in schwerer Zeit erhebliche Verdienste erworben. Seine Außenwirkung war beachtlich, aber acht Jahre nach seinem Ausscheiden war das leider schon fast vergessen.